

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 16 (1912)

**Artikel:** Die Stadt am See [Fortsetzung]  
**Autor:** Matthey, Maja  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572860>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Vergiß die Rosen nicht!

Vergiß die Rosen nicht! Die Schwester sprach es leise  
Und reichte einen Strauß dir in den Wagen nach,  
Der stürmisch uns entführte auf die Liebesreise.  
Im Rückwärtsschaun verschwand dein Vaterhaus gemach,  
Doch vor uns stieg ein wunderbares Land empor.  
Du drücktest weinend in den Strauß dein Angesicht;  
Dann brach der Schalk dir aus der Augen feuchtem Flor  
Und lächelnd scherztest du: Vergiß die Rosen nicht!

Ein Kind entblühte unsrer Liebe, zwei und drei,  
Den Schmerzen folgte der Enttäuschung Bitterkeit;  
Die Sorgen schlossen um uns ihre strenge Reihe,  
Gebannt schien unser Leben in unlösbar Leid.

Doch tapfer gruben wir das Beet der Hoffnung um,  
Uns segnete der Arbeit strahlendes Gesicht!  
Hier blühen Blumen viele, hoch und schön und stumm:  
Geliebte, schau um dich! Vergiß die Rosen nicht!

Ist meine Hand auch leer, ich spende dennoch Rosen,  
Im lichten Traum umwind' ich dankbar dir das Haupt,  
Und im Gedichte, trostend grauenvollen Losen,  
Bekenn' ich, daß die Eine doch an mich geglaubt.  
Legt mich der sanfte Tod nun in die dunkle Truh',  
So heisch' ich Eins von dir: Dein liebliches Gesicht,  
O wend' es mit versöhntem Blick mir scheidend zu,  
Und dann zum letzten Mal: Vergiß die Rosen nicht!

Adolf Vogtlin, Zürich.

## Die Stadt am See.

Erzählung von Maja Matthey, Zürich.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Als Grundbäcker aus der Türe trat, ging Fräulein Therese an ihm vorbei. „Annie“, entschlüpfte es ihm, als er das Mädchen sah. Therese blickte auf und hob den Muff, daran ein frisches Veilchensträußchen steckte, zur Nase. „Das ist nicht Annie“, sagte er sich. „Diese hat blanke Augen, ist frisch und durch nichts entstellt. Sie ist Annies Ebenbild!“ Es kam ihm zu Sinn, daß Annie eine Tochter hatte. Grüzend zog er vor ihr den Hut. Therese strich an ihm vorbei, so nahe, daß eine Welle des Dufutes, der aus dem Sträußchen stieg, zu ihm hinüberschlüttete. „Sie ist eine Hexe, die Annie“, schob es ihm über die Lippen. „Mein Stelzfuß zwingt mich, jeden Tag an sie zu denken, an die tolle Fahrt, darauf wir beide zu Schaden kamen. Nun läuft mir ihr Mädchen über den Weg und ist so lecker, wie sie es war, und jung dazu. Es läuft einem das Wasser im Mund zusammen, wenn man das Dingelchen ansieht!“ Er humpelte hinter ihr drein und beobachtete, wie sie vor den Schausfenstern stehen blieb und mit verzücktem Gesichtchen die Auslage musterte.

Grundbäcker spitzte die Lippen. „Ein paar Millionen wiegen einen Stelzfuß auf,“ murmelte er und freute sich, daß Therese von Auslage zu Auslage wanderte, vor einer stehen blieb und sich nicht trennen konnte. Er durchquerte die Straße und sah von der andern Seite hinüber, um ausfindig zu machen, welche Auslage sie am meisten anzug. „Seide und Spitzen,“ lispelte er, „das kann ich beschaffen!“ Gutgelaunt ging er heim und stieß auf dem Wege an ein paar Männer, die den Bildhauer Antonio suchten. „Dort wohnt er,“ wies er sie zurück, „dort hinter den großen Scheiben!“ Die Männer stapften die Stiegen hinauf.

Antonio stand vor seiner Arbeit und nahm Abschied von ihr. Weizlings Kopf war die reife Arbeit seiner Mannesjahre! Noch stand sie in seiner Stube und war sein. Draußen hörte er die schweren Tritte der Männer, die kamen, um sie hinaus und in die Öffentlichkeit zu tragen. Er fühlte einen kurzen, scharfen Schmerz, der sich gleich darauf in Freude wandelte. Er strich mit den Fingern über den Mar-

mor und strich ihm über die Stirne und die Mundlinien entlang in einer Art Liebkosung. Die Männer kamen herein, hoben die Büste Weizlings von ihrem Postament, schlügen sie in Tücher und Schutzdecken und legten sie in eine Kiste, die sie vorsichtig hinausschafften.

Antonio schaute auf das leere Postament und spürte wieder den kurzen, scharfen Schmerz. War nicht ein Schatten in seinem Arbeitsraume plötzlich aufgetaucht, der ihn höhnisch ansah, ihn, den Geschäftigen, der sich zum weißen Brot den Lorbeer erungen hatte? Irgend eine Stimme begann zu flüstern zu ihm: „Wozu das alles?“ Eine andere antwortete aus ihm: „Für den Staub!“ Alle die Jahre hatte er sich gemüht, um es zu etwas zu bringen, um aus sich herauszuheben, was sich aus seiner Begabung heben ließ. „Wozu das alles?“ höhnte ihn die Stimme wieder. Trostlosigkeit überfiel ihn. Er begann, auf- und abzuwandern, ruhelos auf und ab. Immer mußte er an dem leeren Postament vorbei; immer hörte er die Stimmen und glaubte den Schatten zu sehen, der aus dem Raum aufwuchs. Ungeduldig riß er seinen Hut vom Nagel, schlug den Mantel um und warf die Türe hinter sich zu. Der Januar blies ihm scharf ins Gesicht. Ueber den See kam die Bise, blies ins Wasser, bis es an den Ufern zu eisen begann, und pfiff in die Wolken, bis der Himmel rein von Nebeln und Wolken über dem See und der Stadt seinen Bogen gespannt hielt. Antonio schlug sich den Kragen hoch und wandte dem See den Rücken. Er stomm den Berg von Lindenberg empor und kam zu einem Kirchlein, das seinen Turm schlank und hoch in den Himmel reckte. Das Kirchlein lag in der Sonne. Ein Weg führte steil an Häusern und Villen vorbei, aufwärts, und die Sonne brannte ihm auf den Rücken, so warm und freundlich, daß er den Hut in den Nacken schob und den Mantelkragen zurückklappte. Hier oben war eine andere Welt. Da schien die Sonne einem warm ins Herz, und man sah den Fluß sich durch ein Tal schlängeln wie ein Silberband. Ein paar Tannen standen dort oben. Antonio ließ den Blick auf der Gegend rasten, die lieblich aussah und ganz in den Glanz der Wintersonne getaucht war. Das schmale Tal mit den sanftesten Höhen und dem Flüßlein gefiel ihm. Rebstöcke waren an den Hügeln hinaufgezogen, zwergige Rebstöcke, die nicht hoch über den Boden hinaustrieben. Daran mußte eine kräftige Traube gedeihen, von herbem Geschmaß.

Antonio stieg ein Stückchen höher hinauf bis an den Rand des Waldes und sah, wie die Seeufer durch die Entfernung näher zueinander gerückt waren. Villen und Häuser standen wie aus Elfenbein geschnitten über dem blauen See, dessen Farbe dunkel und hart in die Kälte glänzte. Da unten blies die Bise scharf. Er stand in der Sonne. Wie er das Tal überichaute, den See, den Fluß und die Stadt, da überfiel ihn die Freude an seinem Erfolg. Schon beim Aufstieg waren die Stimmen in ihm still geworden. Nun war er am Waldrand angelangt. Die dunkeln Tannen allein ragten hinter ihm

empor und tauchten ihre Wipfel in die klare kalte Luft. Er stand einsam in der Sonne, über der Stadt, darin ein Stück von ihm zurückblieb als reife Gabe seiner Mannesjahre. Ein Kraftgefühl rieselte ihm durch den Körper und drang ihm bis in die Fingerspitzen.

„Der Tag ist schön,“ jubelte er und trat ganz unter die Tannen, sodaß ihn die hängenden Zweige mit ihren Nadeln streiften. Das prickelte und riette ihm die Haut und tat ihm wohl. Das war eine scharfe beißende Luft, die keine Weichlichkeit aufkommen ließ. Die strafte die Haut und machte das Fleisch darunter fest. Er rieb sich die Wangen und griff mit den Fingerspitzen nach den Ohren und reckte sich hoch, um nachzuprüfen, wie weit er hinauf an den Tannen ragte. Dieses Spiel verdross ihn bald; denn die Tannenwipfel waren hoch, und über seinem Kopfe bauten die Tannen Austrund um Austrund empor.

Unter ihm begannen die Nebel aus dem See zu steigen und sich über die Stadt auszubreiten. Ganz sachte wanden sie sich aus den Wassern empor und überwogten die Häuser, die Straßen und die Menschen, die da unten wandelten. Wie ein Traumland lag die Gegend zu den Füßen Antonios — wie in einem Märchen, das Urgroßmutter erzählt, die zuweilen dabei einnickt, wieder aufwacht und weiter erzählt mit einer stillen müden Stimme, darauf durchlebte Frühlinge und viele Sommer gefallen und nun der Winter lag. Neue Nebel stiegen aus dem See, deckten die ersten zu, schlügen über der Stadt zusammen und machten unsichtbar, was unter ihnen war. Die Bise hatte aufgehört zu blasen, und die Sonne streifte warm die Wipfel der Tannen. Die Nebel kamen bis heran zu Antonio gerollt. Er setzte seinen Fuß auf die vorderste Welle. „Als trate ich in eine Wolke,“ sagte er und ging aus der Sonne in die dampfende Gräue und suchte sich seinen Weg zurück in die Stadt, darin die Lichter rötlich aus den Fenstern brannten und die Straßenlaternen trübe ihren Schein in die Nebel warfen. Fremde Menschen hasteten an ihm vorbei. Fremde Namen waren auf den Häuserschildern zu lesen. In ihm quoll das Verlangen auf, einem Freunde von seinem Erfolg zu erzählen, in Gesichter zu sehen, die er kannte, und Namen zu hören, die seinem Ohr vertraut waren. Sein Heimatdörflein tauchte vor ihm auf im Geiste, die holprigen Gassen und die Steinhäuslein, die den Felsen hinauf und in die Felsen hineingebaut waren. Da schimmerten die Maiszapfen goldrot in Büscheln und Reihen aufgespannt unterm Vordach heraus. Da rauschten die Brunnenröhren, und durch die Stallrithen quoll ein warmer beißender Dampf in die Gasse. Nichts hinderte ihn daran, seinem Verlangen nachzugeben und die Stadt zu verlassen, seine Lungen voll Heimatluft zu saugen und unter den Mädchen Umschau zu halten, welches er von ihnen an seinen Herd führen wollte. Er konnte ihnen unter den Schleier sehen, des Morgens im Zwielicht, wenn sie mit verschlafenen Augen zur ersten Messe liefen.

Ganz deutlich sah er sein Heimatdorf vor sich, mit

dem Kirchlein auf dem Hügel und dem freien Platz davor. Dort war er als Knabe herumgesprungen, hatte hinter dem Pfarrer eine Nase gemacht und den Jümpferlein die Wachskerzenböschte mit Wasser getränkt, sodass sie nicht recht brennen wollten, eine schwarze kohlische Flamme abgaben und viel Wachs vertropften. Damals war er noch ein Knabe gewesen, und aus den Jümpfern von damals waren Mütter geworden. Er würde eine andere Generation vorfinden, einen neuen Mädchenflor. Das machte nichts aus; denn da oben in seinem Bergdorf blieben die Gesichter die gleichen. Wenn die einen älter wurden, waren wieder frische da, die aussahen, wie die ersten ausgesehen hatten in ihren Jahren. Das war gut so. Da wußte man, wenn man wählte, was man zu erwarten hatte, was für Frauen aus den Mädchen wurden und wie sie sich als Matronen ausnahmen: Er freute sich darauf, den neuen Flor beobachten zu können, wenn die Mädchen des Mittags zum Brunnen sprangen und ihre Eimer füllten mit dem klaren Bergwasser. Um diese Zeit hatten sie keinen Schleier auf dem Kopf, und er konnte den Glanz der Sonne in ihren Haaren spielen sehen.

„Was tue ich in der Stadt hier, bei den Menschen, mit denen ich keinen Zusammenhang habe,“ dachte er. „Zwischen ihnen und mir ist eine Kluft, die nicht auszufüllen ist mit Kraft und Willen. Sie sind anderer Art und denken ihre Gedanken auf eine andere Weise zu Ende und führen ihre Handlungen aus einem andern Antrieb aus, sodass ich über sie immer im Irrtum bleibe...“ Sein Heimatdorf begann sich vor ihm im Geiste zu bevölkern mit Namen und Leuten, die ihm bekannt waren, mit Gesichtern, deren Züge ihm vertraut waren. „Hier herrscht ein anderer Brauch!“ räsonnierte er. „Hier weht ein anderer Wind, und die Erde treibt anderes Kraut und anderes Strauchwerk aus sich heraus. Sie selbst hat andere Bestandteile, ist klumpig, feucht und schwer und ähnelt in nichts dem leichten steingemischten Sand, darauf meine Mutter ihre Nelken zog, ihre Levkojen und die weißen Lilien!“

Er kam in seinen Arbeitsraum zurück und drehte das Licht an. Das leere dunkle Postament, darauf Weißlings Büste gestanden, fiel ihm zuerst in die Augen. Der hatte die Sprache der Lindenberger gesprochen. Er sang Weißlings Hymne auf das Leben laut und langsam vor sich hin und zwang seine Zunge, die fremden Laute deutlich auszusprechen. „Auch meine Erinnerung wird in Lindenbergs gepflegt werden,“ schloss er seine Betrachtung. „Um des Stück Marmors willen, das meine Hände bearbeitet haben, wird man an mich denken.“ Er suchte das Kursbuch aus einem Haufen aufgestapelter Bücher heraus und wählte den Nachzug für seine Reise. „Mein Dorf!“ jubelte er. „Meine Heimat!“ Er ging an das Fenster, das ihm den Ausblick auf den See und auf die Berge bot. Grade verschwand die Sonne, und wie sie im Scheiden die Zacken und Zinken und die Schneefelder übergoldete, so lebte auch in dem Wasser des Sees ihr Feuer zitternd nach, flammte durch den Rauch der Schiffe

und verlor sich hinter den Bergen. In dem Wasser verlor sich ihre Glut. Er bog sich weit hinaus, um sich das Bild zum letzten Mal fest einzuprägen in allen Einzelheiten, wie man von einem schönen Gemälde nur zögernd Abschied nimmt, immer wieder hindrückt, Neues entdeckt und um eine Schönheit reicher wird.

„Da oben im Räbenwiesli glüht noch die Sonne im Fenster, sonst ist sie erloschen,“ sagte er. Er sah, wie ein Fenster des halbfertigen Baues leuchtete wie erhitztes Metall, ein Spiegelbild der Sonnenscheibe. Dann wurde es auch da oben über den Tannen dunkel. In ein paar Augenblicken hatte er seine Habseligkeiten zusammengepackt und Tücher über Marmor und Ton geworfen.

„Ich will zu Frau Arnold gehen,“ sprach er. „Von ihr will ich Abschied nehmen...“ Bei der Erinnerung an diese Frau wurde sein Herz weich. Er musste ein paarmal schlucken, um zurückzudringen, was an Unlust und Schmerz ihm aus der Seele in die Kehle steigen und ihn unsicher in seinem Entschluss machen wollte. Für diese Frau empfand er eine warme Zärtlichkeit und ein stärkeres Gefühl als das der Freundschaft. Er hatte sich für Virginia interessiert, weil sie ihre Tochter war; Frau Arnold hätte er lieber mögen an sich reißen. Er erinnerte sich an die Stunden, darin er sie modelliert hatte. Es war ihm leicht vorgekommen, sie sich zu erobern; sie war so verwirrt gewesen und hatte es nicht verstanden, ihm zu verheimlichen, dass ihr Blut erregt war. Diesen Genuss hatte er mit Ueberlegung austosten wollen, wie man eine sichere Freude hinausschiebt. Da war sie ihm entronnen!

„Ich muss ihr lebewohl sagen!“ rief er. „Sie hat mich das Wort von der Güte gelehrt!“ Er fuhr bis zu ihrem Hause und traf sie nicht an und auch Virginia nicht und hörte, dass sie beide zu Burgers gegangen. „Ich muss sie noch einmal sehen,“ dachte er und eilte zu dem Architekten.

Lautes Gerede tönte ihm entgegen, die Stimme der Frau Annie, die heftig klang, in Weinen überging, sich wieder festigte und schrill und schelend wurde. Sein Klopfen wurde überhört. „So muss ich ohne Abschied gehen,“ seufzte er. Ihn gelüstete nicht, einer Szene beizuwohnen, die peinlich war für alle Teile, wenn sie von Frau Annie veranstaltet wurde. Auf der Treppe begegnete ihm Burger und hieß ihn verweilen.

„Frau Flavia ist hier,“ sprach Burger, „und auch Virginia. Kommen Sie in meine Stube!“

Das laute Gerede tönte bis zu ihnen herein. „Es ist die Annie,“ sagte der Architekt. „Ihr Stuhl war bis zum Fenster gerollt worden, damit sie sich die Zeit durch Hinausschauen verkürze. Da hat sie gesehen, wie Grubdacker der Therese nachgestrichen ist und von ihr begrüßt wurde...“

„Das hat sie außer sich gebracht?“ fragte Antonio.

„Das hat mich veranlaßt, Frau Flavia zu rufen, damit sie die Frau in ihrem Zorn beruhige. Es ist die Eifersucht der Kranken,“ entschuldigte er Annie.

Antonio setzte sich Herrn Burger gegenüber.

Grundbäcker hinkte der Therese nach? Das kam ihm so lächerlich vor, daß er nur mit Mühe in seinen Mundwinkeln das Zucken unterdrücken konnte.

„Grundbäcker und Therese!“ rief er und wunderte sich über Burgers Ruhe. „Wollen Sie das nicht verhindern?“ fragte Antonio.

Burger stand auf und schritt ein paarmal durch den Raum. „Ich weiß nicht, ob mir das möglich ist,“ sagte er und blieb vor Antonio stehen. „Sie sind noch jung, lieber Freund, und haben den Willen des Lebens noch nicht an sich erfahren!“ Er nickte Antonio zu. „Der ist härter als Stein,“ flüsterte er; „der beugt die Menschen und zwingt sie nach seinem Willen!“

Oben war es still geworden. Das laute Gerede war verstummt, und auch das Schluchzen hatte aufgehört.

„Annie erfährt es zum ersten Mal,“ sprach er mitleidig.

„Ich wollte den Frauen lebewohl sagen,“ antwortete Antonio. „Ich gehe in meine Heimat.“

„Mit Ihrem Erfolge,“ sprach Burger. „Daran tun Sie recht. Sie werden in Lindenberg nicht vergessen werden!“ Sie sahen sich still in die Augen, der jüngere und der ältere Mann. Sie hatten ein Stück Zeit zusammen durchlaufen, ihre Hoffnungen und Wünsche erraten und ihre Leiden mit angesehen.

„Es ist eine räumliche Trennung, aber keine Trennung der Seele,“ sagte Antonio. „Davon bleibt ein Teil zurück, und ein Teil von der Ihren begleitet mich!“

„Da gehen die Frauen schon aus dem Hause,“ rief Burger, der sie die Treppe hinuntersteigen hörte.

Antonio reichte ihm die Hand und sprang den Frauen nach. Sie waren grade um eine Straßenecke gebogen, als er sie einholen konnte. Gelassen hörte ihm Frau Arnold zu. Ihre klaren Augen sahen ihn freundlich an. Das war ein so warmes, gutes Anschauen, daß es Antonio vorkam, als sähe seine Mutter ihn aus diesen Augen an, seine Mutter, die ihn geboren hatte und die im Sande seines Heimatdorfs schlief. Über Virginias Züge war ein Schatten gesunken. Abwechselnd wurde sie rot und blaß, als sie von Antonios Reise hörte.

„Ich werde an Sie denken im Mai, wenn Sie im Kakewiesli einziehen,“ stammelte Antonio und verabschiedete sich in einer ungestümen Hast.

Frau Flavia lächelte über die Eile des Meisters und tat, als sähe sie es nicht, wie eine Träne sich von den Wimpern ihrer Tochter löste. Sie durfte ihr keine Hoffnung und keinen Trost sagen. Beide Frauen wandten sich noch einmal nach Antonio Banni um. Die gleiche Macht zwang ihn, nach den Frauen zu sehen, nach Frau Flavia. Grüzend schwenkte er seinen Hut und rief ihr etwas zu, von dem sie nur den Schall auffing. Er versuchte lauter und stärker zu rufen, damit sie verstehen möchte, was er ihr zu sagen hatte, was ihm die Aufregung des Abschiedes, die Erinnerung an seine Wünsche auf die Lippen drängte. Die Ohren der Frauen ver-

mochten nicht, die vom Wind zerrissenen Worte aufzunehmen. Sie hörten ihren Schall, der klappend und sehnfützig tönte; Sinn und Deutung blieb ihnen verborgen ...

## XI.

Der Märzwind fuhr über den See und packte mit eisigem Griff die krausen Wellen am Schopf. Sie begannen sich langsam zu bewegen, und halb im Traum, wie müde Kinder noch einmal nach dem Spielzeug die Hände ausstrecken, ehe sie einschlafen, so drängten sie dem Ufer zu. Die vordersten schlügen an und erstarren zu Eis, und die nachfolgenden stießen auf das Eis und wurden lahm und still. Nur in der Mitte des Sees blieb ein blander Wasserspiegel offen. Zwar krauselten sich keine Wellen mehr über ihm; aber man sah an seinem tiefen, dunklen Glänzen, daß lebendiges Wasser zwischen dem Eise lag. Die Schiffe waren alle eingefroren im Hafen. Viele waren abgetakelt und streckten ein leeres Gerüst in die Luft. Darauf saßen die weißen Möven geplustert und sahen über den vereisten See, wo kein Wimpel flatterte und kein Räuchlein aus dem Schlothe eines Fahrzeuges aufstieg. Der Märzwind blies in die Bäume und gefror den Tau der Nacht ihnen an den Ästen zu Zapfen und Ringen und wob den Tannen ein glitzerndes Ge- spinst über die Nadeln. Das war ein kostliches Geschmeide von Sternen, von langen blinkenden Ketten, die von Ustrund zu Ustrund hingen, leicht und duftig und schillernd im Sonnenstrahle. Aus der grünen Welt war eine weiße geworden mit weißen Blumen und weißen Blättern. Kein Sträuchlein war zu armselig, kein Hag, kein Pfosten zu gering; über allen war der weiße Nebel niedergegangen und, vom Biswind vereist, zu einem Festgewand umgestaltet worden.

Arnold zog die Türe des Zuchthauses hinter sich zu und schritt langsam über den Hof, durch das Außentor in die Straße. Er blieb zögernd stehen. Es war ihm, als käme er aus einem Grab zurück in das Leben. Dort in den Mauern hatte er ein friedliches Leben geführt; in seiner Seele waren keine trostigen Instinkte, und keine bösen Triebe zwangen ihn, sich aufzulehnen gegen die Härte der Regeln. Dort hatte er wie ein Schlaufwandler seine Tage verbracht, automatenhaft sein Arbeitspensum erledigt und sich müde am Abend aufs Lager gestreckt. Seine Strafezeit war um. Seine Schuld war abgebüßt und für ihn kein Raum mehr an diesem Orte. Er war frei und konnte zurück ins Leben gehen. Er war frei und konnte sich hierhin und dorthin wenden, wie es ihm der Sinn eingab. Er sah ein paar Spatzen sich Nahrung picken aus dem Straßenkot und wieder davonfliegen, irgendwohin, wo sie ein besseres Futter vermuteten. Er war frei und mußte heimgehen zu Flavia, zu seiner Tochter. Der Märzwind strich ihm durch die Haare und pfiff ihm durch das Gewand und spielte mit seinem Atem, als käme eine rauchende Säule aus seinem Mund.

„Hätte ich den Frauen nicht nachgegeben!“ dachte Arnold. „Hätte ich mich an ihre Tränen nicht geföhrt, jetzt wäre ich ein Haufen gefühlloser Kno-



Albertina Sulger, Zürich.

Altes Bauernhaus mit Strohdach  
in Sühr (Margau).

chen, der draußen in der Erde läge!“ Das Grauen fiel ihn an vor der Rückkehr in das Leben, darin der Klatsch wieder auftreten würde, der sich vor die Haustüren und an die offenen Fenster drängte und in den Straßen und Gassen zusammenlief, um nach ihm zu speien. Er kannte die Grausamkeit der Menge und ihre Schadenfreude, wenn einem etwas auskam. Wie boshaftes Buben wurden sie da, erfunderisch in der Art, eine arme Kreatur zu quälen und ein müdes Geschöpf herumzuhezen, bis es zusammenbrach. Seine Augen begannen ihn zu brennen von dem scharfen Wind, der in sie hineinführte und ihre Feuchtigkeit fortbiß. Er vermied es, durch die breiten Straßen zu gehen, darauf ein Strom von Menschen auf- und niederwogte, und wählte die Hintergäßchen und drückte sich an den Häusern entlang.

Endlich stand er vor seiner Haustür. Wie ein Abgeschiedener kam er sich vor, der sich von neuem in das Leben drängen wollte. Seine Familie bedurfte seiner nicht, um sich zu erhalten. Er würde ihnen nichts sein als eine Last, eine atmende Erinnerung an böse Stunden.

„Vater, es ist gut, daß du gekommen bist,“ sagte Flavia und zog den Jögernden die Treppenstufen heraus. Sie hatte ihn die Straße heraufkommen sehen und war an die Haustür geeilt, um ihren Mann zu empfangen. „Nun wird uns das Leben wieder hell, nun du da bist!“ sagte sie und schmiegte sich an ihn und führte ihn von Stufe zu Stufe, bis hinein in ihre Etage. Arnold hörte, was seine Frau sagte; aber es drang nicht tief in ihn ein. Es haftete ihm bloß oberflächlich auf der Seele. Virginia hängte sich an seinen Arm. Arnold sah seine Tochter mit umflochtenen Augen an. Das Mädchen hatte sich entwickelt, seit er es nicht mehr gesehen. Sie war eine Persönlichkeit geworden. Das sah er ein und fühlte den Vaterstolz in sich rege werden, bis ihm sein trüber Sinn die Freude an dem Mädchen vergällte, das seinen Namen trug und gezwungen war, seinen Makel mit herumzuschleppen. Alergerlich schüttelte er die Frauen ab. Sie hatten ihn mit ihren Bitten damals bezwungen; mit ihren Tränen hatten sie seinen Entschluß gefürmt. Nun war dieses traurige Resultat dabei für sie herausgekommen, und für ihn war es nicht vergnüglich, das Leben noch einmal von vorne und beschwert zu beginnen...

Burger war zu den Frauen gekommen, da er erfahren hatte, daß heute Arnolds Strafzeit abgelaufen war. Er hatte sich aufgemacht, um bei ihnen zu sein und als erster die Hand Arnolds zu schütteln. Er sah das verdrießliche Gesicht seines Freundes und erriet seine Gedanken. „Da muß ich helfen,“ dachte er und trat aus der Fensternische heraus, darin er gewartet hatte, um Arnold zu begrüßen. Eine Weile standen sich die Männer gegenüber, unbeweglich, als müßten sie sich beide erst wieder ineinander zurechtfinden, der, den das Geschick stark für den Kampf gemacht hatte, und jener, der in den Abgrund gerollt war und mühsam daraus zurück an das Licht des Tages zu klettern versuchte. Burger

sah, wie grau Arnolds Haare geworden waren, wie in seinem Blick ein fast gebrochener Ausdruck war, als ob etwas in ihm am Absterben wäre oder schon gestorben sei. Er streckte ihm bewegt die Hand hin.

Arnold wandte sein Gesicht von ihm ab, dem Fenster zu, um zu verbergen vor dem Freunde und den Frauen, was schmerzlich in ihm aufquoll und anfing, ihn der Verzweiflung in die Arme zu treiben. Arnold hatte es sich nicht so furchtbar vorgestellt, zurück unter die Menschen in eine gewohnte Umgebung gehen zu müssen. Er hatte sich nicht ausgemalt, daß es so qualvoll für ihn sein würde, wenn er über sein Leben nachsann in der Zelle und im Gewande der Büßenden. Dies nun war schlimmer als alles, was vorher gewesen. Es war schwerer zu ertragen als der Spruch der Richter und der Gang zum Gefängnis.

„Es fehlen viele,“ sagte Burger, der den Kampf Arnolds gewahr wurde und mit ihm empfand, was in seinem Innern sich abspielte. Er suchte nach einem Gedanken, der jenem zum Halt wurde, daran er sich anflammern konnte in dieser ersten Zeit, die ihn zurück ins Leben führte. Er wußte, daß es da oft nicht besser aussah und nicht froher zuging als in einem Hühnerhof, darin sich die Vögel untereinander vom Futtertröglein weghacken, die Halskrausen gegeneinander sträuben und wegen eines Bissens sich anfliegen und blutig beißen. Wurde eins krank und ließ die Flügel hängen, da sprangen sie alle darauf los, hieben ihre Schnäbel in das Wehrlose hinein und ließen nicht ab von ihm, bis es tot zusammenbrach. Burger hatte daselbe unter den Menschen beobachtet, unter denen, die es vergessen hatten, die nicht einsehen wollten, daß wir Brüder und Schwestern sind und alle unserm dunkeln Ziele entgegenwandern. Es waren ihrer viele, die es machten wie die Hühner, die sich um einen Bissen blutig zerhackten und ein frankes oder fremdes zutod pickten. Er begriff die Scheu, die den Freund bei dem Gedanken überfiel, zurück zu müssen in das Leben. Das sah sich wohl prächtig an, schillerte wie ein Regenbogen in allen Farben und war ein köstlicher Garten, voller Fruchtbäume, voller Blumen und glitzernder Silberbäche, darin die Fischlein lustig herumschwammen. So sah es aus, wenn man nur grade einen Blick hineinwarf; aber die Blumen deckten Fallen, und über den Fruchtbäumen kreiste der Habicht, beutegierig und lüstern nach warmem Blute. Sein Freund war in einem trostlosen Gemütszustande; er las es aus dem armen Blick seiner Augen, aus seinen scheuen Bewegungen, aus den Leidenslinien, die wie tiefe Furchen in seinem Antlitz standen. „Wenige winden sich aus der Schuld heraus,“ sprach er langsam. „Die meisten machen ein Ende, sobald die Strafe droht, und bezahlen ihre Schuld mit einem zu niedrigen Preise, mit ihrem für sie wertlosen Leben, das sie wie eine faule Frucht aus der Hand schleudern.“

Er trat ganz dicht an Arnold heran. „Du hast größer gedacht. Du nimmst dein entwertetes Leben auf und gibst ihm einen neuen Wert, den Wert deiner tapfern Persönlichkeit!“ Allmählich begann



Emilie Forchhammer, Mayenfeld.

Mädchenbildnis (Del., 1905).  
In Bürcher Privatbesitz.

das Gebrochene aus dem Blick des Advokaten zu weichen. Er hatte seine Familie und einen Freund, der seine Handlungsweise schätzte. Ein Lebensgefühl wagte sich zaghaft hervor wie ein erstes Reimchen aus dem Winterlande und half ihm, sich wieder als den Menschen zugehörig, als Lebendigen unter den Lebendigen anzusehen.

„Ja,“ antwortete er und lehrte sein Gesicht vom Fenster ab, seiner Familie und dem Freunde zu, „ich will meinen Platz im Leben ausfüllen.“ Er dachte daran, was Antonio Vanni damals, bei Weißlings Tode, von den klagenden Bäumen gelesen hatte. Ehrfurcht vor dem Sein wachte in ihm auf, und wie ein Strom, der lange und tief im Eise gelegen, bei den ersten Sonnenstrahlen sich zu regen beginnt und mächtig sich stemmt gegen das Hemmnis, das ihn eingefror, träge machte und aus einem eilenden Wasser in eine starre Masse verwandelte, so brach bei den Worten Burgers ein warmes atmendes Gefühl aus seinem Herzen und befreite ihn von der Scheu, die ihn abhalten wollte, sich dem Leben zuzugesellen. „Wir können fallen,“ sagte er. „Wir können uns wieder erheben und die Spuren unseres Falles tilgen. Ja, wir können es!“

Frau Flavias Augen begannen zu leuchten. Ihr Mann war zurückgekehrt. Sie hatte gesiegt über das Vorurteil der Leute und jenes andere Vorurteil, das in seinem Hirn festgesessen hatte und schwerer zu überwinden war.

Arnold nickte ihr zu. „Ihr habt einen seinen Sinn, ihr Frauen,“ sagte er zu ihr. „Ihr fühlt die dunkeln Rätsel des Lebens und die dunkeln unseres

Seins. Ihr versteht es, uns in der Wirrnis ein Lichtlein zu zeigen. Wir Männer handeln; wir bauen, wir zerstören. Wir erstürmen einen Wald und können uns in einem Park verlieren. Ihr Frauen merkt auf das Lichterspiel an den Bäumen; ihr achtet auf die Vogelstimmen, auf den Geruch, der aus der Walderde strömt, und findet den Ausgang für euch und für uns.“

Sie setzten sich um den Tisch und tranken den Wein, den Virginia ihnen in die Gläser gefüllt hatte. Burger erzählte von dem bösen Unfall der Annie. Der Name Grundbäcker flog über den Tisch, und ehe eine Stunde abgelaufen und zur zweiten geworden, war Arnold wieder mitten drin in dem, was den Leuten ihren Tag füllt, sie froh und heiter macht oder ihnen das Wasser in die Augen treibt. Das wogte und brauste um ihn, als schößen Sturzbäche von allen Seiten daher und hezten Geschehen über Geschehen und Schicksal über Schicksal an seinen Augen vorbei. „Wie erträgt sie es, deine Frau?“ fragte er den Architekten.

„Frage, wie wir sie ertragen!“ antwortete Burger grimmig. „Dann bekommst du ein rechtes Bild.“

Frau Arnold mischte sich darein mit ihrer sanften gütigen Stimme. „Es ist hart, aus dem Licht sich in den Schatten gestellt zu sehen, Herr Burger. Da dauert es eine Weile, bis den bösen Umstand die Gewöhnung alltäglich gemacht hat. Erst wenn etwas alltäglich ist, richt man sich nicht mehr daran!“

„Das wäre ein Meisterstück, wie es kein zweites gibt!“ antwortete rauh der Architekt. „Das ist eine unmögliche Sache, Sie gute Frau, bei meiner Annie. Wir haben uns, anstatt zusammen, auseinander gelebt!“

„Wir wollen es nicht den Hühnern gleichtun,“ rief Frau Arnold dazwischen, „die ein Krankes, ein Schwaches zutod picken!“

Burger brauste auf. „Ich will mich auch nicht überwältigen lassen von dem Kranken, dem Schwachen. Die Schnabelbiebe meiner Annie sind scharf genug. Nun möchte sie sich die Seele ausweinen, weil Grundbäcker der Therese den Hof macht. Sie bringt mich aus einer Angelegenheit in die andere, meine Frau Annie, und sitzt am Fenster und schaut hinaus auf die Straße und sieht, was über die Straße läuft, fröhlich ist und glücklich scheint, mit neidischen Augen an!“ Er hatte sich seinen Ärger heruntergesprochen und atmete erleichtert auf. „Ja, die Annie, die Annie!“ sagte er. „Mit der ist das Leben keine einfache Sache!“

„Es ist nicht leicht, die Eitelkeit abzulegen,“ sagte Frau Arnold und dachte an die Zeit, darin sie gewünscht hatte, jung zu scheinen, so, wie es ihre Tochter in Wirklichkeit war. Damals war sie der Eitelkeit entronnen; denn eine stärkere Macht war in ihr emporgewachsen, die Liebe zu ihrem Mann und die Liebe zu ihrem Kinde.

„Einen Freier hat sie sogar meiner Tochter vertrieben, einen, der mir besser gefallen hätte,“ rief Burger. „Das hat sie vermocht durch nichts als ihr böses Gerede!“

Virginia sah nach, welcher Freier wohl sich hatte von Frau Annie vertreiben lassen. Davon hatte ihr Therese nichts anvertraut. Mit keinem Wörthchen hatte sie ihr etwas davon erzählt. Virginia dachte scharf nach. Kein Name wollte ihr einfallen, von dem Therese wärmer als von den andern gesprochen hätte. Es wunderte sie, daß sie diese Bosheit ihrer Mutter verschwieg, daß ihr auch keine Andeutung darüber entschlüpft war. Sie ließ alle die Namen der jungen Männer ihres Bekanntenkreises sich durch den Sinn gehen und konnte sich an keinen erinnern, der Therese besonders ausgezeichnet hätte. Einzig von Grundbacher wußte sie. Das eifrige Sinnieren stand ihr gut und gab ihrer Nachdenklichkeit einen weichen lieblichen Ausdruck.

Burger betrachtete sie mit warmem Interesse, das sich steigerte und ihm plötzlich durch den Sinn fahren ließ: „Wenn ich frei wäre!“ Dieses Mädchen hätte ihn entschädigen können für die Enttäuschungen seiner Ehe. Sie wollte nichts mit dem Schein zu tun haben und hatte sich und ihre Seele in die Wahrheit und in die Wirklichkeit des Lebens gestellt. Virginia wandte ihm das Köpfchen zu, angezogen von dem Blick, der prüfend auf ihr ruhte.

„Mit ihr würde mein Leben einem sonnigen Ende zuwandern,“ dachte er und hätte ihr gerne tiefer in die Augen gesehen. Sie schlug die Lider darüber, beschäftigt mit dem Namen desjenigen, der Therese begehrte haben mochte. Antonios Heimreise fiel ihr ein, die plötzlich war. Sie erinnerte sich nun an sein verwirrtes Wesen, als er von Burgers zu ihnen stieß. Ueber ihre Züge lief ein Zucken, und unter den Lidern begann es ihr heiß aufzusteigen. Doch ihr Wille meisterte den Schmerz. Der war stärker als der Gram um eine aussichtslose Liebe. Der war mächtiger als der Wunsch des Mädchens, sich anzuschmiegen und sich aufzugeben an den, der ihr Herz zum Klopfen brachte. Wieder empfand sie die geheimnisvolle Kraft in sich, die dem Strom zustrebte, dem gewaltigen aufgestapelten Reichtum von Willen und Energie, der unsichtbar dahinflutete und abgab von seiner Kraft dem, der ihn rief. Das war so mächtig, was in sie hineindrang, und war so fühlbar, was aus ihr herausstrebte und gestärkt in sie zurückfloß, daß es dem Mädchen war, als müßte es die Arme ausbreiten, die schmalen, feingliedrigen Mädchenarme, und zu sich rufen, was im Leben

Not litt, was gefränt wurde und keine Güte gefunden hatte. In diesem drängenden Zwange tauchte unter, was einen Mädchentraum ausfüllte; in dieser hilfsbereiten Bewegung verschwand, was eigennützig das Ichglück suchte.

Burger hatte den Wechsel ihrer seelischen Stimmung von Virginias Zügen abgelesen und sah, wie ihr Antlitz klar und ruhig wurde und ihre Augen von einem fremden Feuer beseelt waren, das nicht flackernd war wie die Flamme der Leidenschaft und nicht körperlich wie das Liebesbegehrn. Er forschte nach, was es sein mochte, das Virginia verschonte und ihrer herben Mädchenschaftigkeit eine geistige, innere Schönheit verlieh, die alles Sinnliche an ihr verklärend in eine andere Bahn lenkte. Soweit war er helllichtig geworden. Nur der Grund blieb ihm verborgen, der dies aus ihr herausgeschafft hatte, dieses Fremde, das den Manneswünschen feindlich gegenüber stand. Die weißen Firne kamen ihm zu Sinn, die zu Anfang des Sees von Lindenberg in den Himmel ragten. Er stützte seine Stirne in seine Hand.

„Virginia, Fräulein Virginia,“ sprach er wehmüdig, „woran denken Sie?“

„Es ist zu schön, um bloß davon zu erzählen, und zu innerlich, um einen Ausdruck dafür zu finden,“ antwortete sie rasch und wollte aus der Stube gehen.

Arnold faßte sie am Arm und zog sie an sich. „Mädchen, was ist es?“ fragte er unsicher in seiner Vaterangst, der Wunsch seines Kindes könnte unerfüllbar sein.

„Warte, lieber Vater,“ bat sie, „wartet noch, liebe Eltern, bis ich es euch sagen kann!“

Leise strich ihr Arnold über das Haar und hielt ihre Hand in der seinen. „Mein Schreiber ist stellenlos geworden, und ich habe nicht daran gedacht, ihm eine andere Stelle zu besorgen.“

„Dein Schreiber hat sich selbst eine neue Aufgabe gegeben,“ antwortete Virginia und entzog sich dem Vater.

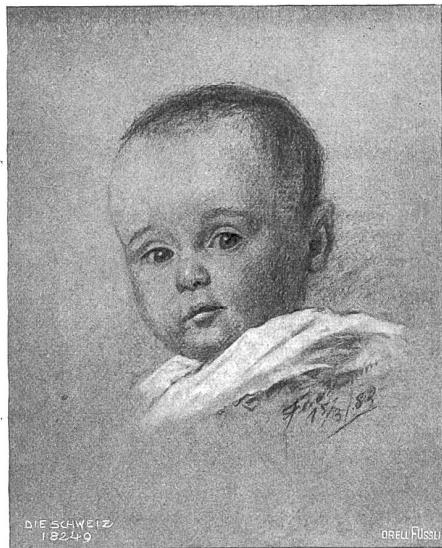
Die drei Alten rückten zusammen, als das Mädchen hinausgegangen war. Sie hatten sich nicht mehr viel zu sagen. Ihre Kümmerisse hatten sie untereinander ausgetauscht und ihre Freuden erzählt. Nun tat es ihnen wohl, zusammenzusitzen, einander in die Augen zu sehen und ab und zu das Glas an die Lippen zu heben, ehe eines sich entschloß, die Stille zu unterbrechen, die wie ein fühlbar gewordener Frieden in ihnen und über ihnen



Emilie Forchhammer, Mayenfeld.

Mädchenbildnis (Del.).  
Im Privatbesitz zu Davos.

war. Draußen rüttelte der Märzwind an den Läden und drückte gegen die Fenstereinfassungen, bis das Glas klirrend erbebte. Zuweilen hörte man das Geläute der Tramwagen oder das mischtonende Warnungssignal eines Autos. Manchmal hob der Märzwind auch den Lärm in den Straßen und das Getöse der Lastwagen bis hinauf zu ihren Fenstern. Dann drang ein dumpfes Gemurmel durch die Räten und Mauerspalten, ein vielzüngiges Schallgeschwirr; das tönte, als brause irgendwo ein Meer, als stöbe eine Menschenmenge an den Fenstern vorbei, von dem Märzwind zu eilendem Rasen angetrieben. Arnolds Gedanken umkreisten den kommenden Tag. Er hörte den Wind draußen heulend um



Emilie Forchhammer, Mayenfeld.  
Kinderköpfchen (Zeichnung, 1882).

die Dächer brausen und gelend aufpeifen, wenn er hußend über den Boden fuhr und Baumstämmen anfiel, bis sie sich ächzend bogen. Der kommende Tag trieb ihn hinaus in die Gasse; er mußte sich unter die Leute mengen und sie um Arbeit bitten und mußte Demütigungen erleiden. Aus seinen Überlegungen heraus, fragte er Burger: „Glaubst du, ich komme auf einem Bureau an?“

Burger erschrak. „Hast du es so eilig?“ sagte er, um seinen Freund von diesem Gedanken abzulenken.

„Es muß sein,“ antwortete Arnold und biß die Zähne aufeinander. „Einmal muß ich mich wieder ins Leben stellen!“

(Fortsetzung folgt.)

## Emilie Forchhammer.

Mit acht Reproduktionen im Text.

Wenig ist der Name dieser Künstlerin, die wir heute den Lesern der „Schweiz“ vorstellen, in die weitere Öffentlichkeit gedrunnen. Die lärmende Fama des großen Lebens dringt wohl, sich ausbreitend und verästelnd, bis ins hinterste Haus; doch selten leitet sie zurück zum großen Strom, zu sehr hängt der lezte kleine Zirbel an seinem eigenen Ausgleich, mit dem er steht und fällt. Mit schwerer Schuld belastet sich unsere Zeit.

Während sie zur flüchtigen Speisung vieler in Gewaltwirbeln alles im Bereich an sich zieht und in Prachtentfaltung auf wenige Punkte häuft, stehen fernab Blüten, die ungeschen verwelken. Gehörte es doch zum Wesen des Zeitalters, daß jede Frucht sich nur dem Nächsten gäbe, der sie dankbar nähme, wieviel reicher würden wir! So aber sind wir in allem Reichtum arm und ungesättigt...

Wer die Abbildungen dieses Heftes durchgeht, wird sich kaum der Einsicht verschließen können, daß wir hier eine Porträtmalerin vor uns haben, an der man nicht achtslos vorübergehen darf. Zwar wird heutzutage wenig dergleichen dem Publikum aufgetischt, vom Zuge der Zeit spüren wir wenig darin. Aber sie muten uns heimlich an, diese Bilder; aus ihnen spricht Gediegenheit, und dem aufmerksam Beobachtenden offenbart sich in den sorgfältig studierten Zügen eine verehrungswürdige Liebe für die Wiedergabe diskretester Formen. Sehen wir uns die ältern Bildnisse an, wie z. B. dasjenige der Mutter der Künstlerin (S. 227), und suchen wir, wo wir wohl schon Ahnliches gesehen, so erinnern wir uns wohl der Stauffer-schen Porträts. Wahrlich, diesen Vergleich hält das Bild aus. Wohl ist die Technik weiblicher und weicher und vielleicht auch etwas zaghafter, doch das alles tut dem Wert des Porträts keinen Abbruch: voll und ganz tritt uns hier die Persönlichkeit entgegen. In der Behandlung gereicht der flüssige, durchsichtige Auftrag dem Bilde noch zu besonderem Reiz, indem er die Eigenheit des Fleisches sinnlich andeutet. Dieses Bildnis, dessen Besitzer sich kein Museum zu schämen brauchte, ist ein Anfängerstück, und noch ein weiter Weg war der Künstlerin beschieden. Schwere Hemmnisse, innere und äußere, sind auch ihr nicht erpart geblieben, und doch verhalf ihr ihre echte Künstlerbegabung zu stets neuen Erkenntnissen. Wie häufig — um nicht zu sagen in der Regel — begegnen wir doch jenem Typus des Porträtierten, der den einmal für gut befundenen Stiefel fabrikmäßig verziert und dem Publikum prahlreich sein jeder künstlerischen Intention bares Können als Kunst anpreist! Emilie Forchhammer war jedes neue Bild auch ein neues Eintreten auf die Aufgabe, kein „Können“ liegt hier vor. So konnte es nicht fehlen, daß sie stets tiefer drang und



Emilie Forchhammer, Mayenfeld.  
Kinderbildnis (Pastell, 1900).